

Oliver Hilmes:
 Die Herrin des Hügels.
 Das Leben der Cosima Wagner.
 Siedler Verlag, München 2007.
 493 S. (24,95 €)

Dem Buch ist als Motto ein Zitat von Maximilian Harden vorangestellt: »Was sie nicht ans Licht lassen wollte, durfte niemals aus dem Dunkel des Archivgewahrsams.« Auf Cosima Wagner (1837-1930) gemünzt, könnte dieser Satz des schärfsten Bayreuth-Kritikers auch das Wirken von Cosimas Duz-Freundin Elisabeth Förster-Nietzsche (1846-1935) resümieren. Die Parallelen zwischen den Damen sind – erschreckend – vielfältig. Kennen gelernt haben sich die Frauen über die Männer, die im Zentrum ihres Lebens standen: Die eine stellte ihr Dasein scheinbar uneigennützig in den Dienst ihres Gatten, die andere in den ihres Bruders. Doch was sie als Selbstlosigkeit deklarieren, erwies sich bei genauerer Betrachtung als Wille zur Macht. Im Namen Wagners bzw. Nietzsches ließen sie ihr eigenes Licht leuchten. Die Villa Wahnfried in Bayreuth war dabei stets Vorbild für die Villa Silberblick in Weimar.

Die Literatur über Richard Wagner und seinen Familien-Clan ist unüberschaubar. Marcel Reich-Ranicki verstieg sich einmal zu der Hypothese, dass über keine Persönlichkeit der neueren Kulturgeschichte so viel geschrieben wurde wie über den Schöpfer des »Ring des Nibelungen«. Ohne das Diktum überprüfen zu wollen, muss es erstaunen, dass Biographen um Elisabeth Förster-Nietzsche lange Jahre einen ähnlich großen Bogen geschlagen haben wie um Cosima Wagner. Es gibt zahllose kritische Lebensbeschreibungen des »Zarathustra«-Autors und des »Parsifal«-Komponisten, aber erst 2001 legte Carol Diethe aus England eine fundierte Biographie zu Nietzsches Schwester vor. Über Cosima Wagner war bis dato keine verlässliche Darstellung zur Hand, obwohl doch niemand, der sich mit Wagner beschäftigt, an ihr vorbeikommt. Oliver Hilmes hat die Kärrner-Arbeit auf sich genommen und über Cosima einen Band von fast 500 Seiten publiziert. Dass er 2004 unter dem Titel »Witwe im Wahn« ein Buch über Alma

Mahler-Werfel veröffentlichte, dürfte zu großen Teilen dazu beigetragen haben, sich für die schwer fassbare »Meisterin« und »Herrin des Hügels« zu wappnen.

Hilmes' Buch ist eine mit vielen neuen Fakten aufwartende, hervorragend geschriebene Biographie über eine wenig sympathische, aber dennoch überaus interessante Persönlichkeit. Denn ähnlich wie bei Elisabeth Förster-Nietzsche wird der Leser im Fall Cosimas von der Frage umgetrieben, wie sie werden konnte, was sie war: eine Königin der Selbstinszenierung, von der sich die Zeitgenossen, wenn sie schwache Naturen waren, gern blenden ließen. Kaum verwunderlich also, dass die ersten Biographen Elisabeths und Cosimas im Grunde nur Hofberichterstatter waren und schrieben, was man in Weimar und Bayreuth lesen wollte. Ein trauriger Höhepunkt in dieser Entwicklung war die Cosima-Biographie von Richard Graf Du Moulin Eckart, der man kein Unrecht antut, wenn man das 1929 und 1931 in zwei Bänden erschienene »Lebens- und Charakterbild« der »hohen Frau« ein übles Machwerk nennt.

1837 in Como als Tochter der später als Schriftstellerin bekannten Marie d'Agoult und des ätherischen Franz Liszt geboren, wuchsen Cosima und ihre Schwestern Blandine und Daniel in Paris bei Gouvernanten und mit dem Wissen auf, nur ungeliebte Kinder zu sein. Die frühen Lebensjahre standen unter einem pädagogischen Drill, der im preußischen Militär kaum schlimmer gewesen sein dürfte. Hilmes spricht beim Blick auf die Erziehung Cosimas und ihrer Schwestern, in der elterliche Zuwendung nicht existierte, von »subtiler Gehirnwäsche«, die die Liszt-Töchter zu erdulden hatten. Ihre gesamte Jugend stand, so der Biograph, »ganz im Zeichen einer pedantischen geistigen und körperlichen Züchtigung«. Das »masochistische Pathos«, das Hilmes noch bei der erwachsenen Frau ausmacht, gründet gewiss auch in den Traumata ihrer Kindheit. Und: »Cosimas masochistische Persönlichkeitsstörung war ein Komplementärphänomen, sie kompensiert damit ihr defizitäres Selbstwertgefühl als Frau.«

Wie für die Zeit typisch, suchte Cosima ihr Heil in der Ehe. Die Heirat mit dem Dirigenten Hans von Bülow war nur eine Zweckehe, der zwei Töchter entstammten. Erst mit Ri-

chard Wagner verband sie Liebe. Das ist ebenso fraglos wie die Tatsache, dass sie spätestens nach Wagners Tod 1883 einen Kult von ungeahntem Ausmaß betrieb. Mit ihm hatte sie drei Kinder. Das jüngste war der 1869 geborene und stets im Schatten des übermächtigen Vaters stehende Siegfried, den man zum Thronfolger aufbaute. Er fiel jedoch vor allem durch mäßige Kompositionen und Dirigate, eine homosexuelle Orientierung und einen schwachen Charakter auf. Seine späte Heirat mit der fast dreißig Jahre jüngeren Winifred, einer in Deutschland aufgewachsenen Engländerin, sicherte die männliche Erbfolge in Gestalt der Söhne Wieland und Wolfgang Wagner. Siegfried überlebte seine 1930 gestorbene Mutter nur um 126 Tage.

Im Gegensatz zu Elisabeth Förster-Nietzsche, die sich antisemitischer Ressentiments immer dann bediente, wenn es dem Archiv und seiner Finanzierung diente, war Cosima zeitlebens von einem aggressiven Antisemitismus erfüllt. Den teilte sie mit ihrem Schwiegersohn, dem geistigen Brandstifter Houston Stewart Chamberlain. Beiden eigen war die bereits Ende der zwanziger Jahre erwachte Zuneigung zu dem Demagogen Adolf Hitler, in dem die Bewohner Wahnfrieds frühzeitig den politischen Messias erkannten. Die Machtergreifung des Nationalsozialismus haben Cosima und Chamberlain nicht mehr erlebt. Doch Winifred erwies sich als überaus gelehrige Schülerin ihrer Schwiegermutter, ihres Schwagers und nicht zuletzt ihres Mannes Siegfried, der in seiner antisemitisch-nationalistischen Gesinnung seiner Mutter in nichts nachstand.

Und im Bayreuther Kreis versammelte sich, wer denselben Glaube pflegte wie die Familie Wagner. In der Hauszeitschrift »Bayreuther Blätter« wurde die hochtoxische Weltanschauung verlautbart. Den Clan am Vorabend des Ersten Weltkriegs betrachtend, kommt denn auch der Biograph zu dem Schluss: »Dreißig Jahre nach Richard Wagners Tod war der Wagnerismus zum Träger einer völkischen, fortschrittsfeindlichen und antisemitischen Universalideologie verkommen.« Gesteuert hatte diese Entwicklung Wagners Witwe Cosima. Nietzsche hatte die unheilvolle Tendenz wohl bereits beim Besuch der ersten Festspiele auf dem Grünen Hügel 1876

gespürt. In einem Brief unkte er: »Typisches Telegramm aus Bayreuth: Bereits bereit.«

Die Ursachen für Cosimas Judenhass zu analysieren, ist nachträglich nur schwer möglich. Oliver Hilmes notiert, dass »sie bereits als junges Mädchen in Paris der 1850er Jahre mit dem antisemitischen Virus in Berührung kam«. Sie war mit sich selbst nicht im Reinen und der Antisemitismus bot eine Möglichkeit, sich überlegen zu fühlen. Kurz: »Sie schimpfte auf die Juden und alles Jüdische, weil sie über kein intaktes Selbstbild verfügte.« Die wichtigsten Elemente, die das Familien-Theater als Gesamtkunstwerk zusammenhielten, waren letztlich nur zwei: Antisemitismus und Nationalismus. Denn unter der Ägide Cosimas wandelte sich Wagners Bayreuth, so Hilmes, »vom Kulturkreis zum politischen Zirkel«. Zu einem ähnlichen Schluss muss kommen, wer die Geschichte des Nietzsche-Archivs in Weimar betrachtet.

KAI AGTHE

Max Gustav Lange:
Zur Grundlegung der
Erziehungswissenschaft. Texte
zur soziologischen Begründung
der Pädagogik 1946-1950.
 Hrsg. von Wolfgang Eichler
 und Horst Sladek. Peter Lang
 Internationaler Verlag der Wissen-
 schaften Frankfurt/M. 2007,
 298 S. (48 €)

Das Buch rückt eine zeitlich kurze, inhaltlich jedoch für den pädagogischen Neuanfang im Osten Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg außerordentlich spannungsreiche Schaffenszeit eines Mannes ins Blickfeld, dessen erziehungswissenschaftliches Wirken bisher kaum Beachtung gefunden hat. Die Einleitung erhellt die theoriegeschichtlichen Zusammenhänge im Ringen um die Schaffung neuer Grundlagen der Pädagogik in einer Zeit enormer gesellschaftlicher Veränderungen und damit verbundener kultureller Umbrüche. Es ist verdienstvoll, den marxistischen Ansatz in

Langes Arbeiten herausgearbeitet und den Blick auf die Darstellung der Erziehung als Moment der gesellschaftlichen Totalität gerichtet zu haben.

Langes Ansätze wurden in der DDR lange Zeit nicht nur nicht weitergeführt, sondern aus vielschichtigen politischen und auch wissenschaftsgeschichtlichen Ursachen ignoriert. Zweifellos gab es Bemühungen um eine gesellschaftstheoretisch akzentuierte Allgemeine Pädagogik, möglicherweise eine Wiederbelebung von Auffassungen M.G. Langes, jedoch ohne explizite Bezüge herzustellen – wahrscheinlich wegen Langes ambivalenter politischer und wissenschaftlicher Biographie. Es war ein wissenschaftspolitischer Fortschritt in der späten DDR, dass an der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften Ende der 1980er Jahre im Rahmen personengeschichtlicher Forschungen auch ein Dissertationsthema zu Max Gustav Lange vergeben worden ist.

Die Schriften Langes sind nicht nur von theoriegeschichtlicher Bedeutung, sie sind auch von aktuellem Wert. Das bezieht sich vor allem auf das Spannungsfeld von Gesellschaft – Erziehung – Individuum ebenso wie auf die Problematik einer »Autonomie der Pädagogik«. Immer ist es – so M. G. Lange – »der sich in bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen verhaltende Mensch [...], der erzieht und erzogen wird« (S. 93). Folgerichtig bezieht Lange zu der in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts intensiv geführten Diskussion zu einer »Autonomie der Pädagogik« Stellung. Mit der gesellschaftlichen Aufgabe, Demokratie dauerhaft zu sichern, befinde sich der Erzieher inmitten des Kampfes der Meinungen. »Auch eine Demokratie muss schon aus Selbsterhaltungsgründen verlangen, dass die Jugend zur Bejahung der Demokratie und zur Ablehnung ihrer Gegner erzogen wird« (S. 116).

Lange geht unter unterschiedlichen Aspekten der Frage des Gegenstandes und der Eigenständigkeit der Pädagogik als Wissenschaft von der Erziehung des Menschen nach. Klar erkennt er, dass die Erziehungswissenschaft zu abwegigen Ergebnissen gelangt, wenn sie übersieht, dass es immer vergesellschaftete Menschen sind, »die im Erziehungsgeschehen geformt werden, und wenn ande-

rerseits übersehen wird, dass Familie und Schule gesellschaftliche Phänomene sind« (S. 150). Interessant ist in diesem Zusammenhang die Betrachtung des Menschen als biopsychosoziale Einheit – eine Sichtweise, die Philosophen, Erziehungswissenschaftler, Psychologen und Verhaltensbiologen in der DDR später wieder aufgenommen und in interdisziplinären Projekten verfolgt haben. Wesentlich ist, dass Lange die eigenständige Erkenntnis-aufgabe der Erziehungswissenschaft im Kontext mit anderen Wissenschaften als unverzichtbar ansah, Erziehungswissenschaft als eigenständige und besondere Wissenschaft im Ensemble der Gesellschaftswissenschaften charakterisierte.

Langes Schriften verdeutlichen, dass die Erziehungswissenschaft ihren Blick stets auch auf das erzieherische Geschehen, die Erziehungspraxis zu richten hat. Langes Auffassungen zum Theorie-Praxis-Verhältnis sind von grundsätzlicher Bedeutung, wendet er sich doch entschieden gegen eine verengte Praxis-sicht. Pädagogisches Tun verwirklicht sich nicht im »gesellschaftsfreien Feld«, sondern in einem Komplex gesellschaftlicher Zusammenhänge. »Mit pädagogischer Praxis meinen wir also nicht nur die Schulstufenpraxis, sondern das konkrete Erziehungsgeschehen jeweilig einer bestimmten gesellschaftlichen Geschehenseinheit in Hinsicht auf das Tun der Erzieher.« (Ebenda) Die Theorie hat – so Lange – die Funktion, die objektiven Zusammenhänge erzieherischen Geschehens aufzudecken und so die Formierung pädagogischen Handelns zu ermöglichen. »Unsere Aufgabe ist die Entwicklung einer allgemeinen Theorie der Erziehung, die den gesellschaftlichen und geschichtlichen Charakter der pädagogischen Erscheinungen mit berücksichtigt, ohne dabei mit der Historie zusammenzufallen. [...] Sie ergibt sich notwendig aus der Tatsache, dass Erziehung immer ein Vorgang in der geschichtlichen Zeit ist, dass sie gleichzeitig aber auch eine besondere Struktur aufweist, die sich in objektiven Zusammenhängen konstituiert« (S. 206).

Der in der Einleitung formulierten These ist zuzustimmen, dass Langes Ansätze – konsequent systematisch-theoretisch verfolgt und in empirischen Arbeiten belegt – zu einer marxistischen Erziehungswissenschaft hätten

führen können. Leider haben es die Umstände nicht zugelassen, das Ende der 1980er Jahre entworfene Konzept einer Allgemeinen Pädagogik auf marxistischer Grundlage weiterzuführen.

Schließlich verdeutlicht die Textauswahl eindrucksvoll, dass Langes Schaffen untrennbar verbunden war mit der Entwicklung eines Publikationsorgans, das über Jahrzehnte Theorie und Praxis der Erziehung in der DDR zum Gegenstand hatte. In welcher Weise Lange quasi als erster Chefredakteur der »pädagogik« wirkte, die pädagogische Diskussion jener Zeit anregte und mitbestimmte, wird besonders deutlich. Insofern liefert das Buch auch Einblicke in den wissenschaftlichen Anspruch der zentralen pädagogischen Zeitschrift in der SBZ und später der DDR.

EBERHARD MEUMANN

Robert B. Marks:
Die Ursprünge der modernen Welt.
Eine globale Weltgeschichte,
Theiss Verlag Stuttgart 2006,
208 S. (24,90 €)

Globalgeschichte ist derzeit sehr im Trend, die Anzahl der Titel dieser neuen Disziplin der Geschichtswissenschaft steigt weiter an. Die etwas skurrile Unterzeile »Eine globale Weltgeschichte« sollte nicht abschrecken, Robert Marks hat mit seinem Buch eine Weltgeschichte für den Zeitraum von 1400 bis ungefähr 1900 vorgelegt, die ausdrücklich den Europa-zentrierten Blickwinkel vergleichbarer Werke überwindet. Diese Europa-Zentriertheit drückt sich in der Regel in impliziten Annahmen aus, die Europa zum Modell von (industrieller) Entwicklung machen und dabei übersehen, dass vor 200 Jahren zwei Drittel der weltweiten Wirtschaftsproduktion in Indien und China getätigt wurde. Trotzdem gelang es »der europäischen Art, den Globus zu organisieren«, die Welt zu beherrschen. Folgerichtig formte sich das Selbstbild Europas als fortschrittlicher, effizienter und besser, es gab sozusagen Europa, und dort speziell England, und die anderen als »den Rest«. Europa macht Ge-

schichte, der Rest besitzt keine, er ist erst Bestandteil der Geschichte, sobald er mit Europa in Kontakt tritt.

Robert B. Marks ist Professor für Geschichte am Whittier College in Kalifornien und ein Spezialist für die Geschichte Chinas und des gesamten asiatischen Raums. Er weist auf die immense Bedeutung Asiens hin, das 1850 zwei Drittel der Weltbevölkerung umfasste und, so Marks, »praktisch in jeder Hinsicht Europa überlegen« war und stellt immer wieder China und Indien in seinen Fokus. Der Ausgangspunkt seiner Betrachtungen ist die Tatsache, dass um 1400 wie heute die allermeisten Menschen nur auf ungefähr sieben Prozent der Fläche der Erde leben. Bis zum Beginn der Industrialisierung teilen sie eine im Grunde ähnliche materielle Welt, die Marks »die biologische alte Ordnung« nennt und die auf tierischer und menschlicher Muskelkraft beruht; Köln ist um 1400 mit 20 000 EinwohnerInnen die größte »deutsche« Stadt.

Nach einem Überblick über die Geschichte Chinas und Indiens und deren Situierung im schon damals existierenden polyzentrischen Weltssystem wendet sich Marks dann der Neuen Welt zu und referiert die Bedeutung von Seuchen, des Vorkommens und der Nachfrage nach Silber für die Entwicklung des transatlantischen Handels und die Entstehung Europas. Ab Mitte des 18. Jahrhunderts gewinnen militärisch nutzbare Technik und andere Innovationen eine immer größere Bedeutung. Kohlevorkommen, die Holland und vor allem China nicht besitzen, werden durch die industrielle Revolution, also Dampfmaschinen, Stahl und Eisenbahn von strategischer Bedeutung. Die biologische alte Ordnung wird dann im beginnenden 20. Jahrhundert durch den Kunstdünger tendenziell aufgehoben, der in mit Strom betriebenen Fabriken produziert wird. Die Dynamik und die Unterschiedlichkeit in der globalen Entwicklung erklärt Marks aus der Bevölkerung bzw. ihrem Wachstum und der Existenz von Rohstoffen und den Möglichkeiten zu ihrer Nutzung.

Bis hierher dürfte deutlich geworden sein, dass Marks einen wirtschaftsgeschichtlichen Zugang zum Themenkomplex hat und ein starkes Gewicht auf die Entwicklung der Technik einerseits, des (Fern-) Handels andererseits legt. Durch die Lektüre des Buches

bekommt der Leser und die Leserin wirklich eine Vorstellung von *globaler* Geschichte, und wird vielleicht Marks' These zustimmen, dass Asien nun, nach einer 200 Jahre andauernden Zwischenphase wieder die Rolle spielen werde, die es in den 400 Jahren vor der Industrialisierung auch schon eingenommen hatte. Politisch und wissenschaftlich, gehe es jetzt – so Marks – nicht mehr vorrangig darum, zu erklären, *warum* die Kluft zwischen dem industriell »entwickelten« globalen Norden und dem Süden, der während der gesamten Periode der Industrialisierung mehr oder minder auf der biologischen alten Ordnung verblieb oder dort gehalten wurde, entstand. Es gehe vielmehr darum, diese Kluft aufzuheben; jene Kluft, die zu erklären der Historiker Fernand Braudel einmal als grundsätzliches Problem der Geschichte der modernen Welt bezeichnet hatte.

Marks nimmt mit seinem Buch bewusst einen Standpunkt außerhalb der eurozentrischen Matrix der Geschichtsschreibung ein und legt eine Weltgeschichte vor, in der nicht Europa, sondern die außereuropäischen Kontinente die Hauptrolle spielen.

BERND HÜTTNER

Dirk Hoeges:
Niccolò Machiavelli. Dichter –
Poeta. Mit sämtlichen Gedichten,
deutsch/italienisch, Peter Lang
Verlag Frankfurt/M. 2006
(29,80 €)

Es gibt wahrscheinlich nur wenige Autoren, die einer ähnlichen Verfemung durch die Nachwelt unterliegen wie Niccolò Machiavelli. Unter dem Stichwort des Machiavellismus sind alle jene Vorurteile gebündelt, die gegen ihn vorgebracht werden. Als Autor des berühmt-berüchtigten »Principe« wird er für eine amoralische Haltung verantwortlich gemacht, mit welcher sich die Ellenbogengesellschaft ebenso legitimieren lässt wie das Prinzip der Stärke des Siegers oder Ansätze von Lug, Betrug, Mord und Totschlag. Spätestens seit den 1970er Jahren ist in der Forschung allerdings deutlich geworden, dass

diese Zuschreibungen so nicht stimmen. Gleichzeitig wurde sein Wirken als Begründer der modernen Geschichtsforschung ebenso betont wie seine innovativen Beiträge zur Thematik der bürgerlichen Gesellschaft und der positiven Demokratietheorie. Die Werke, die dabei in den Fokus der Betrachtung gerieten, waren die »Discorsi« und die »Geschichte von Florenz«. Es wird also gesagt werden können, dass die Geschichtswissenschaften und die Politologie auf ihren jeweils spezifischen Arbeitsfeldern eine Neubestimmung des Theoriegebäudes von Machiavelli vorgenommen haben, die den populären Vorurteilen durchaus antagonistisch gegenübersteht. Und dennoch, auch wenn die bereits genannten Hauptwerke der politischen Philosophie Machiavellis als relativ gut erforscht gelten können, bleibt doch nach wie vor das Problem der verzerrenden Wahrnehmung aktuell.

Zu seinen Lebzeiten war Machiavelli nämlich nicht als politischer Theoretiker bekannt, sondern vielmehr – neben seiner von 1498 bis 1512 dauernden politischen Karriere – als Literat und Dichter. Dirk Hoeges hat nun in einer beachtlichen Edition die Gedichte Machiavellis in einer zweisprachigen Ausgabe vorgelegt, die auch bei der Präsentation der Texte neue und originelle Wege geht. Denn die einzelnen Schriften Machiavellis wurden von Hoeges in begleitende Kommentare und interpretierende Texte eingebettet, die nicht nur als Einführungen fungieren, sondern gleichzeitig die Lesbarkeit und Verständlichkeit eindeutig verbessern. Hoeges geht bei seiner Darstellung davon aus, dass sich Machiavelli Zeit seines Lebens als Dichter verstand: Eine These, die zutreffend ist, allerdings insofern eingeschränkt werden sollte, als der Start seiner politischen Laufbahn von ihm durchaus als Auftakt einer möglicherweise verheißungsvollen Karriere verstanden wurde, so dass seine poetische Veranlagung in den Hintergrund geriet. Weitaus wichtiger für das Machiavelli-Bild Hoeges' ist allerdings seine zweite These, der vollständig zuzustimmen ist. Machiavellis poetische Schriften dürften nicht auf ihre politisch-ideengeschichtlichen Dimensionen reduziert werden, es komme ihnen vielmehr ein eigener literarischer Wert zu. Diese Beobachtung wurde mit Blick auf Machiavellis historische Schriften und die dabei

von ihm verwendeten Methoden bereits wirkungsvoll zur Geltung gebracht. Daher ist es kaum überraschend, dass Hoeges der Nachweis gelingt, dass Machiavelli auch auf dem weiten Gebiet der Literatur und Poetik innovative Potenziale entfaltete, die für sich selbst stehen.

Hoeges kommt das Verdienst zu, einen weiteren und wichtigen Baustein zu einem modernen Machiavelli-Bild geliefert zu haben, das nicht mehr in der eindimensionalen Interpretation verankert ist, sondern Machiavelli in seinem Facettenreichtum wahrnimmt: Als politischen Theoretiker, als Historiker, als Staatsmann und als Dichter. Dass sich diese unterschiedlichen Aspekte seines Lebens und Schaffens überlappen, sich gegenseitig bedingen und nur in ihren Verzahnungen interpretiert werden sollten, versteht sich von selbst. Dem Leser steht dank Hoeges nun die Möglichkeit zur Verfügung, einen Schriftsteller der italienischen Renaissance neu zu entdecken und auf diese Weise einen Machiavelli kennen zu lernen, der eine wesentliche Eigenschaft besaß, die ihm so bisher nicht zugeschrieben wurde: Er konnte über sich selbst lachen.

ANDREAS HEYER

Andreas Elter:
Propaganda der Tat.
Die RAF und die Medien,
Suhrkamp Frankfurt/M. 2008,
288 S. (10 €)

Was kommt heraus, wenn sich in einer Person ein profunder Historiker und ein theoretisch wie praktisch bewandertes Kommunikationswissenschaftler antreffen lassen? Ein ausgesprochen aktuelles Brevier über Terroristen und ihre (jeweiligen) Kommunikationsstrategien; dies jedenfalls bei Andreas Elters neuestem Buch, in dem er viele überraschende Erkenntnisse in überzeugendem Stil vermittelt.

Man muss dem Autor bescheinigen, dass er verblüffend kenntnisreich (350 Autoren weist allein das Literaturverzeichnis aus) an das zentrale Thema des Buches herangeht, an die Frage nämlich: »Welche Kommunikationsstrategien verfolgten die RAF-Gruppen der ersten, zweiten und dritten Generation?«

Er zeigt in einer spannenden Analyse (auf den ersten 70 Seiten) den Werdegang von Terrorismus über die letzten drei Jahrtausende, räumt also (so ganz nebenher, nein: schon gezielt) mit dem Vorurteil auf, das sei eine neue Qualität und aus dem 21. Jahrhundert – dies schon einmal ins Stammbuch der Fleißig-Talker, Kommentatoren und CDU-Wahlkämpfer.

Seine Darstellungen sind sämtlich akribisch, quellengenau und verbürgt.

Dabei ist er stets wohltuend bestrebt, die Fakten vorzulegen, jedoch endgültige Bewertungen eher zurückhaltend auszusprechen – manches war eben auch ihm nicht vollständig zugänglich oder muss aus indirekten Zeugnissen gemutmaßt werden.

Auch wenn er über die Beziehung von Dynamit und Massen(drucker)presse schreibt, höchst Erhellendes zu Bakunin und Kropotkin nennt und darauf verweist, dass es früher eben der Dolch (als Mordwerkzeug der Assasinen z. B.) und keine Flugzeuge (zum Anschlag auf die *twin towers*) gab und vieles anderes referiert (Tyrannenmord als gottgefällig, die Terroristen von gestern sind die Staatslenker von heute und morgen ...).

Im Zentrum steht die *Propaganda der Tat* (nicht des Wortes) als Mittel – vor allem der RAF –, Geschehnisse zu inszenieren, die die Medien zwangsläufig dazu veranlassen mussten, darüber zu berichten. Weil die Taten ungeheuerlich waren, Schrecken verbreiteten, Menschenleben kosten, Staatsdiener oder Edelkapitalisten bestrafen, weil sie zum Überbringer der RAF-Botschaften regelrecht einbestellt wurden, weil ihnen die Geiselschaften per Polaroidfoto oder Videoband förmlich in den Briefkasten expliziert wurden.

Immer bemüht, die Gesetzmäßigkeiten im konkreten politischen Geschehen (»Laßt Taten sprechen!«) aufzuzeigen, weist er – für mich stringent – nach, dass die Geschichte der deutschen Terrorgruppe RAF am besten beurteilt werden kann, wenn man der Eskalationshypothese zustimmt: Sie traten mit unerhörten Taten an, die nur zur Verhaftung und Krise führten. Aus der brachen sie aus mit noch ungeheuerlicheren Taten (Fallenlassen der Differenzierungsthese: keine unschuldigen Opfer als Kollateralschäden!), allerdings immer hoffend, dass die Staatsmacht die Steigerungen mitgehen würde und sich so selbst desavouiert.

Dem diene das Bemühen der RAF-Köpfe, den Mythos von der Vernichtungshaft und dem der Isolationsfolter möglichst tief zu kommunizieren. Das – so Elter – ist allerdings nicht aufgegangen; ob mangels tatsächlicher Vorkommnisse, »verstopfter« Quellen, gehöriger Staatsräson oder unglaublicher Interpretationen aus zweiter Hand, bleibt nach meiner Lesart (wohl klugerweise?) offen.

Gescheitert ist die gewaltigste politische Erschütterung der frühen Bundesrepublik, auch das kann Elter plausibel mit Selbst- und Fremdzeugnissen belegen, an der Tatsache, dass sie glaubten, ein empörtes Volk auf die Barrikaden rufen zu können. Es waren aber kaum Barrikaden da, es war vor allem kein Volk da gewesen, das auf irgendein Signal, Fanal oder Propaganda der Todesfakten zu warten schien.

Gerade passend zum »Gedenkjahr 1968« kann man der Publikation viele weitere Details beschrieben und beurteilt finden, die vielleicht doch sonst entrückt wären und ihres förderlichen Lehr-Charakters beraubt: das Feindbild Springer, der Schah-Besuch, Benno Ohnesorg und Rudi Dutschke, der Olympiaschock von München 1974, die Botschaftsbesetzung in Stockholm, die Schleyer-Entführung, der Mord an Bubka und Ponto, die Stammheim-Story usw. usf.

Insgesamt, wie erkennbar wird, ein Werk wie selten lehrreich, hilfreich, beispielhafter Journalismus.

FRANK SCHUBERT

**Peter Ullrich:
Begrenzter Universalismus.
Sozialismus, Kommunismus,
Arbeiter(innen)bewegung und
ihr schwieriges Verhältnis zu
Judentum und Nahostkonflikt.
Aphorisma Berlin 2007, 50 S.
(5 €)**

Wenn es in der jüngsten politischer Literatur linker Provenienz an einem nicht gefehlt hat, dann an Veröffentlichungen zum Verhältnis »der« Linken zu Israel, den Palästinensern,

dabei vor allem aber zu sich selbst. Politische Analyse und die Bereitstellung neuerer Hintergründe schienen dabei nicht so sehr gefragt wie Selbstbespiegelung und -verortung von einzelnen Autoren, politischen Gruppen und Verlagen. Veröffentlichungen zu politischen Entwicklungen im Nahen Osten etwa erfüllten mitunter die Funktion von Glaubensbekenntnissen, sei es zur »moralische(n) Verteidigung von Israels Kriegen« (Konkret-Verlag) oder aber radikalen Kritik an »Israels Krieg gegen die Hisbollah im Libanon« (Edition Nautilus)¹. Staub aufzuwirbeln vermochten Abhandlungen zur Geschichte der bzw. zur Abrechnung mit »den« Antideutschen.² Der Leipziger Soziologe Peter Ullrich, Jahrgang 1976, legt nun mit dem im Berliner Aphorisma-Verlag (Reihe: Kleine Texte) erschienenen Bändchen »Begrenzter Universalismus« eine kurze Geschichte des vom Autor als schwierig definierten Verhältnisses von »Sozialismus, Kommunismus und Arbeiter(innen)bewegung« zu »Judentum und Nahostkonflikt« vor und gewährt uns zudem Einblicke in seine Promotionschrift (»Die Linke, Israel und Palästina. Diskursive Gelegenheitsstrukturen und die linken Nahostdiskurse in Großbritannien und der Bundesrepublik Deutschland«)³.

Um Bekenntnisdruck geht es Peter Ullrich nicht, und doch ist die Lektüre seines Bandes dafür geeignet, eine neue Art von Standortbestimmung innerhalb linker Kontexte und Kreise zu betreiben. Denn »immer wieder in der Geschichte waren Linke der Versuchung ausgesetzt, ihr universalistisches Ideal, die Befreiung *aller* Menschen von Ausbeutung, Unterdrückung und Herrschaft, aufzugeben« (S. 7) – besonders dann, so möchte man unterstützend ergänzen, wenn es darum ging, die je eigene Position in Abgrenzung von anderen als moralisch, intellektuell, politisch korrekt auszuweisen.

Hans Magnus Enzensberger befand im Kontext der Fatwa, die 1989 über den britisch-indischen Schriftsteller Salman Rushdie von Seiten der iranischen Regierung verhängt worden war: »Ich glaube, dass man es sich besonders in Deutschland nicht leisten kann, solche Dinge wie die Freiheit der Presse und Meinungsäußerung in Frage zu stellen. Wir können uns das nicht leisten, und wir wollen uns das nicht leisten. Also keine Diskussion

über Kulturrelativismus in diesem Zusammenhang.«⁴ Der Stimmen jener, die sich im Gewande emanzipatorischer Ideen aufmachen, der Freiheit das fürchten zu lehren, gibt es viele. Lothar Baier nannte es 1990 eine »sich aus der Nazi-Lektion nährende bundesdeutsche Prinzipienfestigkeit gegenüber den demokratischen Werten«, die »vor lauter Angst, im falschen Moment nachgiebig zu erscheinen«, den »Raum der Diskussionsfreiheit verengt« habe. Mit Blick auf die Rushdie-Kontroverse gab Baier zu bedenken: »Im Vergleich mit der Bundesrepublik ist die britische Diskussion viel freier, weil kontroverser geführt worden, obwohl Großbritannien Schauplatz heftiger öffentlicher Proteste gegen Rushdie und seinen Verlag Penguin-Viking war. In unmittelbarer Nachbarschaft mit dem bedrohten Rushdie hat sich erstaunlicherweise viel weniger Korpsgeist gebildet, der die Affäre en bloc verhandelt.«⁵

Wie ist es innerhalb der Linken bei Fragen des Verhältnisses zu Jüdinnen und Juden zu Haltungen gekommen, die einen Korpsgeist dieser Provenienz atmeten? Wie verhielt es sich mit dem Verhältnis zum Zionismus? Wie mit Antisemitismus? Angefangen bei Marx sowie der klassischen Sozialdemokratie, über Bolschewismus bzw. Stalinismus (vor allem mit Blick auf KPD und SED) bis zur Vierten Internationale und Neuen Linken, liefert Ullrich Erhellendes.

Das Ergebnis: Antisemitismus und Sozialismus gehören keineswegs unweigerlich zusammen, aber Antisemitismus darf nicht übergangen werden als Teil der ganzen Geschichte der Linken. Der in links-sozialistischen Kreisen verfochtene Universalismus kam vielfach dann ins Trudeln, wenn zu bekämpfende Strukturen in Personen bzw. Personengruppen umgedeutet wurden. Universalismus wurde zur hohlen Phrase, sobald sozialistische Akteure nationalistisch-partikularistische Strategien und Ziele verfolgten. »Der klassenkampfbasierte Universalismus von Marx und Engels war zumindest internationalistisch, wenn nicht sogar antinational. Die Crux besteht jedoch darin, dass auf der Basis auch in der Arbeiter(innen)bewegung bestehender Vorstellungen und weiterverbreiteter Vorurteile über die Lage und Rolle der Jüdinnen und Juden, diese traditionell mehr als alle an-

deren des burgeoisen nationalistischen Partikularismus geziehen und für eigene nationale Bestrebungen kritisiert wurden« (S. 13 f.). Universalismus wurde zu Grabe getragen, wenn Antisemitismus – zumal eigener – unterschätzt bzw. bereitwillig benutzt wurden, zur Ausschaltung (vermeintlicher) Feinde bzw. wenn es um eine möglichst ideologisch-korrekte Interpretation der jeweiligen Weltlage ging. Ullrich verweist u. a. auf die Säuberungen der Jahre 1952/53, dem wohl »dunkelsten Kapitel der Benachteiligung von Jüdinnen und Juden in der DDR« (S. 24). Auch in anderen Staaten des damals noch jungen Warschauer Pakts machte sich der Umstand bemerkbar, dass »Antizionismus und Antisemitismus [...] am Beginn der 50er Jahre zu »prägnanten Komponenten Stalinscher Politik« geworden waren und mit dazu beitragen sollten, »die Unzufriedenheit der Bevölkerungen der Volksdemokratien auf jüdische Kommunist(inne)n (zu) lenken« (S. 25). Die Geschichte links-sozialistischer Modelle und Traditionen, das macht Ullrich deutlich, hat vieles dazu beigetragen, dass Juden marginalisiert oder aber in ihrer Präsenz als problematisch dargestellt wurden bzw. zum Zweck der Aktivierung diverser Projektionsmechanismen missbraucht wurden. Ob aus klassenkämpferischen Motiven (Juden als Verkörperungen des raffenden Kapitalismus) oder aus geschichtspolitischen Erwägungen heraus (Juden als eine von vielen Opfergruppen des Nationalsozialismus', aus denen allein die sogenannten Antifaschisten herausragten), sei es, weil der Staat Israel in Zeiten des Kalten Krieges per se als Brückenkopf eines westlichen Imperialismus zu gelten hatte, so dass man bei der Differenzierung von Antizionismus und Antisemitismus zunehmend großzügig wurde. Ullrich weist dabei nach, dass sich ein solcherlei begrenzter Universalismus nicht allein auf die autoritäre Linke beschränken lässt. Sowohl die antiautoritäre Neue Linke westlicher Ausprägung ab Mitte der 1960er Jahre als auch eine von der Vierten Internationale beschrittene, trotzkistische Linie wussten etwa auf die Krise im Nahen Osten bzw. Israel-Palästina (besonders im Kontext des Sechs-Tage-Krieges 1967) vielfach nicht anders zu reagieren als mit der Bemühung eines so romantischen wie ideologisch verbohrten Freund-Feind-Schemas, das Carl Schmitt zur Ehre gereichte.

In den Texten und Blogs von Verfechtern anti-deutscher Positionen wird gern Bezug genommen auf selbstgewählte Klassiker: »Wolfgang Pohrt schrieb einmal [...], auf Eike Geisel geht die Einsicht zurück, nach welcher [...]«. Dass Peter Ullrichs Chancen auf einen Platz in der antideutschen Hall of Fame nicht eben groß sind, dafür hat er in der Vergangenheit schon gesorgt.⁶ Auch *Begrenzter Universalismus* dürfte daran nichts ändern. Zu gering scheinen bei ihm Fähigkeit und Bereitschaft zur von Lothar Baier als solcher bezeichneten »Prinzipienfestigkeit gegenüber den demokratischen Werten« (s. o.). Zu wenig plakativ seine Analyse linker Wahrnehmungen von Juden, zu kritisch seine – wenn auch vergleichsweise knappen – Einschätzungen jener sozialistischen bzw. sozialdemokratischen Traditionslinien, die sich schon früh in Solidarität mit der zionistischen Bewegung bzw. mit dem Staat Israel verbunden fühlten. Dass sich in dieser Solidarität nicht bloß eine Abwehrhaltung gegenüber Antisemitismus einserseits und Bolschewismus andererseits, sondern zweifellos auch eine Art weiß gewaschener Kolonialismus ausdrückt, macht Ullrich unmissverständlich deutlich, beispielsweise wenn er auf das 1928 gegründete *Sozialistische Komitee für das arbeitende Palästina* zu sprechen kommt, deren Vertreter die zionistische Besiedlung des damaligen Mandat-Palästinas nachhaltig unterstützten und somit »für die Aufgabe der ehemals klaren Linie des Antikolonialismus und im weiteren Verlauf sogar der des Selbstbestimmungsrecht der Nationen« (S. 15) standen.

Eine Perspektive, die sich gemein macht mit dem Blickwinkel des Kolonisatoren⁷ – und dass der Zionismus als Teil des europäischen Imperialismus verstanden werden kann, ist unstrittig⁸ – und in die Perspektive des Kolonisierten bestenfalls übergeht, kann nicht als universalistisch bezeichnet werden – und das will sie auch gar nicht. Gleiches gilt für einen Anti-Imperialismus, der sich so sehr eins wähnt mit den Opfern der zionistischen Kolonisierung des historischen Palästinas, dass darüber die Shoa zur *quantité négligeable* und der Antisemitismus insgesamt im günstigsten Falle zum *blind spot* (S. 41) verkommen.

Begrenzter Universalismus, so könnte man im Anschluss an Ullrich, jene Krise beschreiben, mit der Sozialismus, Kommunismus und

Arbeiterbewegung seit jeher zu kämpfen haben. Jenes Beharren auf der eigenen Position als der vermeintlich allein Seligmachenden; jenes blindlings bereitwillige Sich-Schlagen auf die vermeintlich einzig richtige und vertretbare Seite in einem ewigen Kampf der Gezeiten, Systeme und Ideen; jene selbst gewählte Unfähigkeit, anderen zuzuhören – hier ist ein Grund für das bisherige Scheitern allzu vieler genuin linker Projekte im Laufe der Geschichte.

Begrenzter Universalismus enthält ein reichhaltiges Quellen- und Literaturverzeichnis. Rechtschreibung und Zeichensetzung bewegen sich im Rahmen der alten Regeln – so will es der Herausgeber.

Die Geschichte des Sozialismus muss im Anschluss an *Begrenzter Universalismus* sicherlich nicht neu geschrieben werden, noch hat Ullrich allzu viel Neues über den Nahostkonflikt zu berichten. Die Leistung dieses Traktats besteht in den Einblicken in linke Ideen- und Rezeptionsgeschichte gegenüber Juden, die es vermittelt, leisten sie doch wertvolle Grundlagenarbeit zum Verständnis der Geschichte des Sozialismus als furchtbar schönes Trauerspiel.

DIRK BIESTMANN-KOTTE

- 1 Vgl. Yaacov Lozowick: Israels Existenzkampf. Eine moralische Verteidigung seiner Kriege, Hamburg 2006, sowie Gilbert Achcar, Michahel Warschawski: Der 33-Tage-Krieg. Israels Krieg gegen die Hisbollah im Libanon und seine Folgen, Hamburg 2006.
- 2 Gerade in diesem Punkt ist die Trefferquote in Internetsuchmaschinen geradezu kolossal! In gedruckter Form sind besonders zu nennen: Robert Kurz: Die Antideutsche Ideologie. Vom Antifaschismus zum Krisenimperialismus: Kritik des neuesten linksdeutschen Sektenwesens in seinen theoretischen Propheten, Münster 2003, bzw. Gerhard Hanloser (Hrsg.): Sie waren die Antideutschen der deutschen Linken. Zu Geschichte, Kritik und Zukunft antideutscher Politik, Münster 2004.
- 3 Siehe dazu auch: Peter Ullrich: Nationaler Kommunismus nach Auschwitz – die DDR und die Jüdinnen und Juden, in: UTOPIE kreativ, Heft 199 (Mai 2007).
- 4 Zitiert nach: Lothar Baier: Volk ohne Zeit. Essay über das eilige Vaterland, Berlin 1990, S. 88 f.
- 5 Ebenda, S. 91.
- 6 Vgl. etwa: Peter Ullrich: Projektionen. Der Nahostkonflikt und die antideutsche Linke, in: Marxistische Blätter Special, Israel, die Palästinenser und wir, Essen 2001, S. 105-110.
- 7 Dazu Baier (S. 94): »Offenbar ist das Bewußtsein immer noch sosehr der Tradition territorialen Denkens verhaftet, daß ihm immer die Dimension der Zeit verschlossen bleibt, in der sich die Macht der herrschenden industriellen und postindustriellen Zivilisation entfaltet.«
- 8 Vgl. hierzu: Karlheinz Schneider/Nikolaus Simon (Hrsg.): Der Zionismus und seine europäischen Wurzeln, DIAK 15, (West-)Berlin 1987.